

Am Ende schuf Gott ...

Romanfragment über einen Neubeginn

Virgil Jefferson kam zu sich. Sein Kopf schmerzte, seine Glieder waren ohne Gefühl. Die Haut brannte. Er hob den Kopf und drehte sich ganz vorsichtig auf die Seite, dann weiter auf den Rücken. Er öffnete die Augen und schloß sie sogleich wieder. Was er gesehen hatte, machte ihn sicher: Er träumte. Woher kommen nur die starken Schmerzen? Was war passiert? Ganz langsam hob er die Augenlider.

Virgil lag an einem hellen Strand unter einer Palmengruppe am Rand einer Lagune. Die Sonne stand direkt über ihm und blinzelte durch die Baumkronen. Er griff sich an den Kopf. Verkrustetes Blut an der Schläfe. Sofort war er hellwach. Aus der Traum. Er setzte sich auf, schaute an sich hinunter und lächelte. Das müßte der Alte sehen: Die Uniform zerissen, nur einen Schuh angezogen, die Pfeife an der Schnur um den Hals. Mit einem Mal kam es über ihn:
Er war einer Katastrophe entgangen .

Da war diese riesenhafte Welle gewesen, die sie in die Brandung zu werfen drohte. Er hatte am Ruder des Beibootes gestanden und sollte Touristen auf die Insel versetzen. Hilflos

waren sie den gewaltigen Seen ausgesetzt, die sich ihrer ohne Vorwarnung aus dem Nichts heraus bemächtigten. Zwar war da ein fernes Grollen gewesen, das auf ein Tropengewitter in den Bergen auf der Nordostseite schließen ließ, aber die gibt es hier ja jeden Tag. Die gehörten dazu wie sein Beiboot zur „MS Austrasia“. Aber wie kam er hierher? Wo waren die anderen? Wie lange lag er schon hier?

Die Fragen überschlugen sich in seinem Kopf, während er sich umschaute und sehr langsam erhob; denn seine Beine gehorchten seinem Willen nicht wie gewohnt. Endlich stand er, wenn auch noch etwas wackelig, kam auch der Kreislauf wieder in Schwung. Und so registrierte er die Wirklichkeit um sich her:

Was aus der Froschperspektive so idyllisch schien, stellte sich ihm als ein verwüsteter Landstrich dar. Der Schatten stammte von entwurzelten, kreuz und quer liegenden Palmenstämmen, deren Krone etwa 10 Fuß über ihm ihr schützendes Dach ausgebreitet hatten. Um ihn herum, so weit er sehen konnte, lagen nur Trümmer von Holz, ganze Bäume, tote Barrakudas und andere Fische, Laub, Äste. Kaum eine Palme stand noch aufrecht. Im trüben Wasser der Lagune lagen Ziegen und eine tote Meeresschildkröte. Jenseits der Lagune rannte die Brandung gegen ein Riff, als wäre nichts geschehen. Urplötzlich überfiel ihn Angst, als er sich der Stille rings um ihn her bewußt wurde: kein Windhauch, kein Vogellaut, nichts. Kein Gecko schrie. „Ich bin taub“, schoß es ihm durch den Kopf. Er klatschte in die Hände und war erlöst. Er war nicht taub. Aber kein Käfer war zu sehen, weit und breit nicht einmal eine Fliege. Die Angst saß ihm im Nacken. Vorsichtig suchte und bahnte er sich seinen Weg am Strand entlang. Als er sein Spiegelbild im Wasser sah,

erschrak er ob der Beule, die sich unter seinem Kraushaar abzeichnete.

Er war allein, verletzt, ohne Nahrung und Wasser, hilflos dem bestimmt wieder einsetzenden Südostpassat ausgesetzt. Der Schreck fuhr ihm so mächtig in die Glieder, daß er sich augenblicklich die Hose herunterreißen mußte, wollte er nicht hineinmachen.

„My Lord“, flüsterte er vor sich hin, „ist Dir nichts Besseres eingefallen, als einen einsamen Bootsmann inmitten so viel Mist überleben zu lassen? Wozu das?“ Die letzte Frage wollte er hinausschreien, aber die Stimme versagte ihm.

Er hastete weiter, verzweifelt, gar in panischem Schrecken, als er unter einem umgestürzten Baum den Kadaver einer über 3 Fuß langen Echse bemerkte. Sie hatte auch jetzt noch etwas Furchterregendes an sich, wie sie so das weit aufgerissene Maul zeigte. Er floh weiter, blieb aber nach einer Weile erschöpft stehen und setzte sich resignierend auf den Stamm einer umgestürzten Palme. Er spürte Durst, großen Durst und sah sich um. Sein Magen knurrte laut und vernehmlich. Die Palme, auf der er saß, schwebte mit ihrer Krone mannhoch über der Erde. Sie hatte so dicke braune Eier im Laub am Stamm. Ob die eßbar sind? Er stand wieder auf, näherte sich ihnen, und als er sie anfaßte, begriff er blitzartig:

„Das sind coconuts, ja coconuts!“ Er rief es laut, wie erleichtert, riß sich mit Mühe eine ab und schaute sich um. Aber da war kein Stein, kein Eisen, nichts, woran er sie hätte aufschlagen können. Jetzt war er hellwach, wie er immer hellwach war, wenn es etwas zu organisieren galt. Er lächelte. Als Kinder hatten sie immer gekochte Eier aneinandergeschlagen, und wer zuletzt ein heiles hatte, hatte gewonnen. Er hatte es immer

so einzurichten gewußt, das sein Ei als letztes zu Bruch ging. Eine zweite coconut mußte her. Tatsächlich, beim dritten Versuch klappte es. Die Milch rann ihm über die Hände. Er sog sie gierig in sich hinein, schmeckte zunächst überhaupt nichts, so trocken waren Zunge und Schlund, und als er es dann sogar schaffte, daß eine der Nüsse zersprang, war er am Ziel. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Seine Lebensgeister regten sich wieder, während er mit Fingernägeln und Zähnen die Nuß aus ihrer Schale kratzte. Seine optimistische Natur kam wieder obenauf, und er schöpfte Mut.

Mäßig gestärkt nahm er seine ziellose Wanderung wieder auf. Durch seinen Schädel jagten sich Fragen auf Fragen, von denen besonders eine ihn immer wieder bedrängte:

„Wieso soll ich eigentlich der einzige Überlebende sein?“ Jetzt, da er wußte, eine Weile überleben, Hilfe abwarten konnte, gewann der Gedanke bei ihm mehr und mehr Raum, diese anderen Schutzbedürftigen zu finden. Was blieb ihm sonst an Möglichkeiten, im schlimmsten Fall hier in dieser Wildnis zu überdauern? Er faßte in seinen Gürtel und war überrascht, das Messer in seiner Hand zu spüren.

„Oh Lord - thanks!“ -

Zum ersten Mal überkam ihn wieder ein schwaches Gefühl von Sicherheit:

„Ich werde es packen! Ja, ich packe es!“

Er ging hinunter zum Wasser, schmeckte ein paar Tropfen und spukte sie wieder aus, merkte, daß es Süßwasser sein könnte, jedenfalls kein reines Salzwasser war, zog sich aus und reinigte sich erst einmal von Kopf bis Fuß. Als es in der Kopfwunde biß, hatte er genug.